№ 31. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. M. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Die Tochter des Wucherers. 5)

Von Henriette Katz.

V.

„Es ist ewig schade, Rosel, daß Du gestern Abend nicht zum Vortrag warst; gerade das Thema, welches Herr Dr. Joachim besprochen, würde für Dich von großem Interesse gewesen sein. Ich mußte deshalb auch häufig an Dich denken und habe Dich fast ebenso sehnsüchtig herbeigewünscht, wie ein gewisser Herr, der lange Zeit seine Blicke nur nach der Thür gerichtet hatte und der es nicht zu begreifen schien, daß Alle kamen und nur die nicht, die er so gern gesehen hätte. Rosel, ich habe ihm damals doch Unrecht gethan, ich weiß es jetzt ganz sicher, daß er Dich und nicht Dein Geld begehrt, und daß es schwerlich einen glücklicheren Menschen geben kann, wenn er auf Gegenliebe hoffen darf. Kannst Dich einstweilen auf seinen Antrag gefaßt machen! — Aber was ist denn das? Ich hatte mich so darauf gefreut, Dir diese Botschaft bringen zu dürfen, weil ich sie für eine sehr erwünschte hielt und nun gehst Du so gleichgültig neben mir her, als spräche ich mit Dir das langweiligste Zeug; daß Du mir vor Freude in die Arme sinken und laut aufjauchzen würdest, hätte ich viel eher erwartet. Aber gehe doch nicht so gar stumm neben mir her, es beängstigt mich fast! Sag', bist Du krank, Rosel, oder was hast Du sonst? Doch nicht etwa das Herzchen schon verschenkt? So was hätte ich doch auch schon gemerkt; sag', darf er kommen?"

Statt aller Antwort lehnte Röschen ihren Kopf an Minni's Schulter und begann bitterlich zu weinen. Wie lieb wäre es ihr jetzt gewesen, wenn Minni mit ihrer früheren Vermuthung, daß Herr Dessauer sie des Geldes halber verehre, Recht gehabt hätte. Es that ihr leid, daß sie dem jungen Mann so wehe thun mußte und daß sie vielleicht durch ihr früheres Benehmen gegen ihn selbst dazu beigetragen habe, daß er an ihre Gegenliebe glauben konnte. Aber kommen durfte er doch nicht, das mußte sie der Freundin sagen. Ihr Geheimniß aber konnte sie ihr noch nicht anvertrauen; erst mußte sie mit dem Vater darüber gesprochen haben.

Minni hatte auch Erbarmen mit Röschens abgehärmtem Gesicht; sie drang nicht weiter mit Fragen in sie ein; es mußte doch auch ein arges Weh sein, das ein sonst so vergnügtes Geschöpf dermaßen verstimmen konnte. Sie dachte auf dem ganzen Nachhauseweg an den armen Dessauer, dem sie eine frohe Botschaft gegönnt hätte. Denn daß aus dieser Sache nichts werden konnte, hatte sie wohl bemerkt, wenn ihr auch das Warum unerklärlich war.

Herr Heinemann war zu Tode erschrocken, als beim Mittagstisch Röschen wieder nicht erschien und Recha ihm die Mittheilung machte, daß sie ganz erschöpft von ihrem Spaziergang nach Hause gekommen sei und sich direkt wieder habe zur Ruhe legen müssen; er eilte sofort zu ihr hin und Recha ward zum Arzt geschickt.

Röschen war wirklich krank, sie hatte starkes Fieber. Ihr zarter Körper war den Aufregungen der letzten Tage nicht gewachsen und mit großer Sorge blickte Herr Heinemann auf sein einziges Kind, die Freude seines Alters. Er wich Tag und Nacht nicht von ihrem Lager. Der Arzt machte ein so bedenkliches Gesicht. Ach, wenn ihn doch der liebe Gott nicht noch so hart strafen wollte! Hatte er denn noch immer nicht genug gebüßt für sein Vergehen? Und wenn er selbst auch vielleicht des Glückes nicht werth war, ein solch' braves, schönes Kind zu besitzen, dann möge er doch Erbarmen haben mit dem lieben, unschuldigen Geschöpf, daß sich seines Lebens immer so herzlich gefreut und so dazu geschaffen war, Andere zu beglücken und zu erfreuen.

Wenn er bedachte, wie so viele Menschen leben und alt werden, die nur sich und ihrem Genuß lebten, die nichts beseelte, als der Egoismus, und dieser unschuldige Engel, dessen ganzes Sinnen und Denken darin bestand, der Liebe zu leben, der reinen, hingebenden Liebe; solch ein Wesen sollte so früh dahinwelken! Nein, das konnte nicht Gottes Wille sein!

Aber was war denn das für ein Name, den Röschen in ihren Fieberphantasien so oft und stürmisch ausrief: „Ruben, Ruben!" Er fuhr manchmal ganz erschrocken in die Höhe. Wer von ihren Bekannten hieß denn nur so? Er sann und sann, aber es fiel ihm Niemand ein. Vielleicht phantasirt sie von irgend einer Geschichte, die sie einmal gelesen.

Die alte Recha aber wußte es besser, wer damit gemeint war; auch sie saß eines Morgens lange an Röschens Bett; der Arzt hatte die Kranke soeben verlassen und versichert, daß sie aller Gefahr enthoben sei.

Herr Heinemann und die gute Alte waren wie erlöst und nun hatte es auch Recha so weit mit Herrn Heinemann gebracht, daß er sich einige Stunden Ruhe gönnte; sie selbst aber arbeitete an einer glücklichen Idee: sie wollte Röschens Fürsprecherin sein! Das stand jetzt fest bei ihr, wenn Röschen wieder hergestellt war, sollte ihr die Einwilligung ihres Vaters entgegenbracht werden.

Sie verhehlte sich jedoch durchaus nicht, daß es schwere Kämpfe kosten würde. Herr Heinemann hatte es ja vor Jahren an sich selbst erfahren, daß es nicht immer gut ist, nur dem Zuge seines Herzens zu folgen. Er hatte weder auf seine Eltern, noch auf den guten Rath seiner Freunde gehört, als man ihn warnte. Das schöne Mädchen hatte es ihm angethan, und wenn nun auch Alle behaupteten, daß ihr Charakter nicht so schön wie ihr Gesicht sei, er fand nur Tugenden an ihr. Die Liebe hatte ihn blind gemacht. Daß die schöne Mathilde ihm nur aus Ehrgeiz Liebe geheuchelt, das hatte er nie geahnt und erst erfahren, als es zu spät war. Sie sagen ihr das Alles nur nach, weil sie arm ist; so dachte er immer bei sich, wenn man ihm Uebles von ihr erzählte; ich soll heirathen wie die andern Alle nach Vermögen; aber ich will dennoch gegen den Strom schwimmen. Und nun war er dennoch betrogen worden!

Diese traurigen Erfahrungen des Herrn Heinemann waren gerade nicht dazu angethan, der alten Recha ihre

Sache zu erleichtern; das wußte sie wohl, dennoch verlor sie den Muth nicht. Der Geliebte Röschens war so brav und bescheiden, in der Weise wie der Vater konnte sie nicht betrogen werden und das wußte sie ganz bestimmt, daß Ruben Röschen nie heirathen würde, wenn er sie nicht von Herzen lieb hatte, dazu waren diese Leute viel zu rechtschaffen. Darüber aber, daß der Schuhmacher Cahn Röschens Vater als Schwiegersohn nicht willkommen sein würde, war sie seit einigen Tagen andern Sinnes.

Sie war zufällig Zeugin einer Unterhaltung zwischen Herrn Heinemann und dem alten Arzte gewesen und hatte da Dinge gehört, die ihr Herz frohlocken machten.

Der gute Alte ahnte gewiß nicht, als er auf die Familie Cahn zu sprechen kam, daß er durch das hierdurch entstehende Gespräch seiner Patientin am Ende ebenso viel nützen würde, wie durch seine Arzneien. Er war seit langen Jahren Hausarzt bei den Nachbarsleuten; der alte Mann bedurfte ja so oft der ärztlichen Hülfe; auch vorhin war er wieder drüben gewesen, da Herr Cahn einen bösen Zufall gehabt und nun begann er ein förmliches Loblied auf die ganze Familie.

„Wissen Sie auch, wer in meinen Augen einer der reichsten Männer der Stadt ist? Kein anderer, als Ihr kranker Nachbar, der Schuhmacher Cahn da drüben! Der hat ein Glück, das oft dem Reichsten und Angesehensten vorenthalten ist; ich meine, er hat gute Kinder und durch diese, trotz seines Leidens, ein schönes Alter. Es steckt viel Segen in dem unscheinbaren Häuschen. Ich hatte ihn immer lieb, den bescheidenen, alten Mann; aber einen solchen Adel der Gesinnung hätte ich doch nicht hinter ihm vermuthet, wie ich ihn kürzlich an ihm entdeckt habe. Das kann ich Ihnen sagen Herr Heinemann, wenn es viele solcher Juden gäbe, dann würden die Klagen über das „Risches", wie Sie es wohl nennen, welches wir Christen gegen die Juden haben sollen, doch seltener werden. Ich glaube ja gerne, daß das angeborene Vorurtheil nie ganz zu vertilgen sein wird, aber das müssen Sie doch auch zugestehen, daß sich die Juden der Neuzeit gerade nicht sehr bemühen, sich die Achtung der andern Nationen zu erringen; ihr Hauptstreben ist das Geld, und wie Herr Cahn sagt, ist es das Ziel des Judenthums, daß seine Bekenner als ein Vorbild für alle andern Völker dastehen sollen. Ich machte ihm Vorwürfe darüber, daß er seinen Sohn, trotz seiner hohen musikalischen Begabung, habe einen Schuhmacher werden lassen. Darauf antwortete er mir, daß dies auch nur aus Liebe zu seinem Volke geschehen sei; er habe nun einmal die Ansicht, daß es viel besser für seine Glaubensbrüder wäre, wenn sie sich dem Handwerk mehr zuwendeten. Die Juden können nichts als Handeln und Schachern, diesen Vorwurf muß man alle Tage hören, und gerade diese beiden häßlichen Worte haben mir zum Glück verholfen. Wenn es Sie interessirt, erzähle ich Ihnen einmal meine Lebensgeschichte. Ich bat den Alten natürlich darum und will Ihnen nun, da ich bestimmt weiß, daß es Ihnen Freude machen wird, getreulich berichten, was ich gehört."

„Er begann also: Ich bin der Sohn eines armen, jüdischen Hausirers, habe aber leider weder meinen Vater, noch meine Mutter gekannt, sie sind beide früh gestorben. Der Vater soll sich von seiner Wanderschaft den Typhus mitgebracht haben und diese Krankheit hat mir meine Eltern und Geschwister geraubt. Ziemlich mittellos standen nun meine beiden ältesten Schwestern und ich da; ein weitläufiger Verwandter meiner seligen Mutter ward unser Vormund. Ein großes Glück war es, daß meine Schwestern von der seligen Mutter zur Arbeit angehalten waren und hauptsächlich sehr schön nähen konnten. Sie beschlossen, sich diesem Beruf vollkommen hinzugeben, was ihnen auch glückte. Für mich sorgten sie allezeit mütterlich. Die Jüngere ging nie mit in andere Häuser zum Nähen, sondern arbeitete meinetwegen stets zu Hause. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich oft, wenn sie dasaß und emsig nähte, mir ein Schemelchen herbeiholte und mich zu ihr setzte, um mir etwas von ihr erzählen zu lassen, was sie auch stets mit der größten Geduld that. Später, als ich zur Schule kam, sah sie mir meine Arbeiten durch und half mir dabei, wenn es gar nicht mehr weiter wollte. Aber auch Dina, meine älteste Schwester, war sehr gut gegen mich; wenn sie Abends vom Nähen kam, hatte sie stets eine kleine Ueberraschung für mich, worüber ich dann immer hocherfreut war. Mit andern Schulkindern verkehrte ich nur wenig; die Besseren unter ihnen achteten mich ärmlich gekleideten Jungen nicht und die Anderen waren mir zu schmutzig und wild. Es gefiel mir überhaupt am Besten zu Hause und ich hatte gar kein Verlangen darnach, mich draußen herumzutummeln. Jüdischen Unterricht gab mir mein Vormund; einen Lehrer konnte die hiesige Gemeinde damals noch nicht besolden, es wohnten nur einige Familien hier. Die Gassenjungen neckten mich häufig, wenn ich so still meines Weges ging, sie konnten es ja auch nicht ahnen, wie gemüthlich es zu Hause war; sie mochten ihr Heim wohl nicht Alle so antreffen, wie ich. Eines Tages kam ich ganz aufgeregt nach Hause und rief meiner Schwester zu: „Weißt Du, Hannchen, was ich werden will, wenn ich groß bin? — ein Schuhmacher!" Die lachte hell auf und frug mich, wie ich denn plötzlich auf diesen Gedanken gekommen sei. Nun erzählte ich ihr, was die Anregung zu diesem Entschluß gegeben hatte. Ein paar Schuljungen unterhielten sich heute, da der Lehrer etwas länger, als gewöhnlich ausblieb, davon, was sie einmal später werden wollten. Da fragte mit einem Male auch einer: „Nun, Itzigchen, wie ist's mit Dir? Nix zu schachern, nix zu handeln, nicht wahr? Was kann ein Jüdchen wohl anderes werden wollen!" Dabei schnitt er Grimassen, rückte die Mütze schief auf den Kopf und die ganze Klasse brach zum Lohn und zur Anerkennung dieses Witzes in ein schallendes Gelächter aus.

Ich war außer mir, von solch' schmutzigen, dummen Jungen sollte ich mich verspotten lassen! Aber sie sollen's sehen, Hannchen, daß ein „Jüdchen" gerade so gut ein anständiger Handwerker werden kann, wie sie auch, deshalb will ich Schuhmacher werden, wie drüben Kaisers; mit dem will ich in die Lehre gehen, der hat mich noch nie ausgelacht und gespottet, der ist immer gut gegen mich und wir haben es uns auch schon verabredet.

Daß ich gehalten habe, was ich mir vorgenommen, das wissen Sie ja; wieviel Kämpfe es mich aber gekostet hat, meinen Entschluß durchzuführen, darüber könnte ich noch tagelang erzählen."

Hier wurde der Arzt in seiner Erzählung unterbrochen; er schien in seinem Eifer ganz vergessen zu haben, daß Röschen Heinemann nicht seine einzige Patientin sei, und so gern er noch weiter geplaudert hätte, mußte er doch jetzt der Pflicht gehorchen, er wurde bei einem Kranken dringend gewünscht.

Herr Heinemann saß noch lange Zeit, nachdem Herr Dr. Werner sich entfernt, wie in Gedanken versunken da, dann sagte er plötzlich:

„Höre, Recha, ich möchte unserem alten Nachbar da drüben auch einmal einen Besuch machen; so bald Röschen mit Gottes Hülfe wieder ganz hergestellt ist, soll dies mein Erstes sein. Hast Du nicht gehört, wie Dr. Werner sagte, daß das Betragen der Juden nicht dazu angethan sei, ihnen mehr Achtung zu verschaffen. Solche Worte thun mir allemal doppelt weh. Ich habe und werde es nie vergessen, daß ich mich an meinem Volke versündigt habe, doch so viel ich mich bis jetzt auch bemüht, das Unrecht wieder gut zu machen, fühle ich mich doch noch immer nicht befriedigt; es ist mir immer, als könnte ich meinem Volke noch in irgend einer Weise Segen bringen, und da will ich mir nun da drüben Rath holen. Ich werde mich dem guten Alten gänzlich anvertrauen; wer so wie dieser schon als kleiner Junge gewußt hat, was er will, und im Leben das, was er als das Rechte anerkannt, getreulich gehalten und erkämpft hat, ein Mann, der so viel Interesse für seine Nation an den Tag legt, der wird auch wissen, wo ihr Hülfe Noth thut."

Es war der alten Dienerin wohl nicht zu verdenken, wenn sie nach solchen Aeußerungen dem Gedanken Raum ließ, daß sich nun doch noch Alles zum Guten wenden könnte. Es kam ihr sogar vor wie eine Fügung Gottes, daß Röschen so intim mit den Nachbarsleuten werden mußte. Wie oft hatte sich Herr Heinemann in Röschens Abwesenheit schon bei ihr ausgesprochen und ihr geklagt, daß er die Ruhe und den Frieden seines Herzens doch nicht vollkommen wiedergefunden; es käme ihm ordentlich vor wie ein Unrecht, daß er es geduldig annehme, wenn man ihm hier so viel Achtung entgegenbringe und nur der Gedanke, daß er Röschens halber von D. weggezogen könne ihn beruhigen. Vielleicht bescheerte der liebe Gott ihm nun doch noch wahrhaft glückliche Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

Uriel Acosta im Urtheil eines Zeitgenossen.

Kürzlich veröffentlichte die spanische Zeitung „El Dia“ einen Brief vom 25. Mai 1641, worin ein Zeitgenosse die Geschichte des durch Gutzkow bei uns populär gebliebenen Uriel Acosta vom Standpunkt der jüdischen Orthodoxie aus erzählt. Der Schreiber des Briefes, Daniel Levi de Barrios, gehört einer jüdischen Familie an, welche bei der Vertreibung der Juden aus Spanien die Zwangstaufe erlitt. Daniel (Miguel) Levi de Barrios, ein Krieger, Dichter und Schriftsteller, war etwa 1620 geboren und ist 1685 zu Amsterdam in großer Dürftigkeit gestorben. Er hat sich trotz seiner Eitelkeit und Ruhmredigkeit einen großen Namen in der damals dem Schwulste ergebenen Litteratur gemacht. Bedeutender als er aber war der Empfänger seines Briefes, Antonio Enriquez de Gomez (Enriquez de Paz) ein Schauspieldichter, Krieger und Ritter des San Miguel-Ordens. 1600 geboren, wurde er von der Inquisition schwer verfolgt und starb 1660 nach einem bewegten Leben.

Der Brief lautet:

„Der Frieden und Segen Gottes über das heilige Volk Israel und Juda, wie es in vieljähriger Verbannung über die ganze Welt zerstreut ist. Brüder! Traurig waren meine Schicksale, seit ich Madrid, dem modernen Babylon, entflohen. Ich habe die Ketten der Philister zerbrochen, um meinen Geist mit der Liebe zu den göttlichen Geboten zu erfüllen. Ihr wißt, daß ich die Sitten und Gebräuche der Heiden verabscheute und diejenigen beneidete, welche der Abgötterei den Rücken gekehrt und sich nach den Ländern begeben haben, in denen das Judenthum eine Stätte freier Duldung gefunden. Durch diesen Geist getrieben, richtete auch ich meinen Weg nach Flandern und wurde ein Hauptmann, da ich bereits seit meiner Jugend mit klugem Bedacht die Waffen führte. Dort habe ich auch meine „Allegorien oder Leuchtende Bilder der Ehe“ und „Die Krystallwellen der Hippokrene“ drucken lassen, Werke, welche sich, ich glaube es sagen zu dürfen, durch schöne Form und Inhalt auszeichnen, so daß selbst die Nichtjuden sie als gut anerkannten und sie oft mit den „Soleaden“ des großen Luis de Gongora verglichen. Wahrscheinlich hat unser Bruder Zorobabel Henriquez Euch bereits einzelne Couplets von dem so lehrreichen Hochzeitsgedicht gezeigt.

Ich schwöre Euch bei dem Gotte Israels, daß, als ich es in der Akademie des Marquez Torrelagune in Brüssel vortrug, nicht Einer von den Anwesenden, allesammt erleuchtete Männer, ein einziges Wort des Verständnisses zu flüstern vermochte, gerade als wäre das, was sie gehört, hebräisch. Glaubt mir, es ist keine Anmaßung von mir, wenn ich erkläre, daß meine Gedichte sowohl wohllautender, als auch in zierlicherem Stil geschrieben sind, als die von Gongora selbst. Seine Sachen kann man begreifen, wenn man einen Blick in einen Theil der von Don Garcia de Salcedo Coronel zusammengestellten Erklärung wirft; die meinigen sind aber so tiefsinnig und umfassend, daß beinahe ein Oedipus dazu gehört, um sie auseinanderzusetzen und aufzuklären.

Glaubt jedoch nicht, daß ich mir darauf etwas einbilde. Unter unserem heiligen Volke giebt es immer noch Andere, die mich weit übertreffen. Ich nenne nur den Doktor Miguel de Silveira. Ein Jammer ist es, daß er seine Wohnung unter den Moabitern und Ammonitern aufgeschlagen hat, mit ihnen sündigt und die Knie beugt vor dem Abgott der Kanaaniter! Wie glücklich würde ich mich schätzen, wäre ich der Verfasser seiner „Makkabäer.“

Lassen wir jedoch diese Unterhaltung über weltliche Gegenstände, wenn uns Plagen bedrängen, schlimmer als die, welche einst die ungläubigen Aegypter trafen, um das Herz des verstockten Pharao zur Demuth zu zwingen. Tag um Tag werden wir gleich Schafen zur Schlachtbank geführt, und obschon „das Wort des Herrn immer bestehen bleibt“, wie der Prophet Jesaias sagt, so dauert es doch lange, ach, sehr lange, bis das fünfte Reich Israel befestigt wird. Lange zaudert der Gott Elohim, das Haupt der Nichtswürdigen zu zerschmettern, erscheinend, wie in uralten Tagen auf dem Hermon, das Kleid von Blut triefend, gleich dem, der das Traubenblut mit seinen Füßen preßt.... (Jes. 63, 1.)

Bruder, komm' mit mir nach Jakobs Zelten. Du sollst dann wohnen mit den weisen und ehrwürdigen Männern, den Vertretern der Gemeinde, Parnassim des Kahal Kadosch zu Amsterdam, wohin auch ich zog, den Kriegsdienst verlassend und ablegend meinen Namen für den des heiligen Propheten Daniel: „Gottes Urtheil“. Hier blüht der Gottesdienst, hier giebt es große Gelehrte und Erklärer der Mischnah und des Talmud.

Ach! auch bei uns sind Söhne der Gottlosigkeit und richten durch ihren Sauerteig unter der Menge Verderben an. Voller Aufgeblasenheit, Trotz und Hochmuth erscheinen sie, so daß sie wohl erfahren sind in profanen Wissenschaften, der Logica, Physica, der Medizin u. s. w., jedoch unbekannt sind mit dem göttlichen Gebot.

Nur die beklagenswerthe Geschichte des Einen von diesen will ich Euch mittheilen, der dieser Tage seinen Körper getödtet und seine Seele der ewigen Verdammniß preisgegeben hat. Möge diese Geschichte auch Euch ein lehrreiches Vorbild sein und zur Warnung gereichen.

Ihr, die Ihr in Eurer Jugend durch das Königreich Portugal gereist seid, werdet wahrscheinlich in dem höchstgelegenen Theile der Stadt Oporto ein schön gebautes Haus gesehen haben, das Gabriel de Acosta besaß und das er von seinem Vater geerbt hatte. Derselbe war nicht von altchristlicher, sondern von rein jüdischer Herkunft, sogar aus dem Stamm Levi, den der Herr, nach der Verordnung von Malki-Sedek, zum Priesterthum auserkoren (Ps. 110, 4.) Doch war sein Vater, als König Dom Manuel die Juden zur Taufe zwang, aus Furcht abtrünnig geworden und hatte die Gottlosigkeit auch auf seine Kinder ausgedehnt. Uriel da Costa wurde nach Weise der Heiden erzogen und übte sich öffentlich in Spielen, Reiten, Wettrennen u. s. w. Die Priester seines Landes sorgten für seine streng katholische Erziehung. So lebte er denn auch treu und gewissenhaft den Vorschriften seiner Kirche nach, ängstlich, wie Jemand, der vor der ewigen Verdammniß zittert. Doch wurde sein Geist manchmal von Zweifeln gepackt und es erschien ihm beinahe unmöglich, allen den Vorschriften nachleben zu können. Hierdurch verfiel er in peinliche Unsicherheit und begann an seinem Seelenheil zu zweifeln.

Nun wurde er trüb und schwermüthig, und wie groß auch das Opfer ist, wenn Jemand sich von der Religion losmachen will, in der er einmal geboren ist, und die schon in den zartesten Kinderjahren im Herzen Wurzeln geschlagen hat, so vermochte er doch in dem Gottesdienst, dem er anwohnte, keinen Trost zu finden, keine Kraft aus ihm zu schöpfen. Aufmerksam geworden durch den großen Unterschied zwischen christlicher und jüdischer Lehre, wiewohl beide behaupten, aus einer und derselben Quelle geschöpft zu haben, machte er das Alte Testament zu seinem Hauptstudium, und da es seine Ueberzeugung war, daß das Christen-

thum, selbst in seinen Hauptgrundlehren, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, sich mit demselben in Widerspruch befanden, so beschloß er, die Lehre Mosis anzunehmen, wie dieser sie unmittelbar von der Gottheit empfangen. Wie ein zweiter Abraham verließ er nun das Land seiner Geburt und das Haus seines Vaters, opferte Vermögen, Ansehen und Ehre, da er auch die Würde eines Schatzmeisters der Domkirche von Oporto bekleidete, und schiffte sich so geheim als möglich mit seiner Mutter und seinen Brüdern nach Holland ein. (Schluß folgt.)

Lyrische Proben

von Albert Rosenbaum in Cassel.

III. Im Garten.

Ich weiß ein großes Blumenfeld,
Auf das der Himmel lachet,
Von einem Gärtner wohlbestellt,
Der ewig es bewachet.

Es ist viertausend Jahre alt,
Kein Tummelplatz zum Scherzen,
Ein Sang von ernsten Liedern hallt
Von ihm uns in die Herzen.

Und doch erfreut es unsern Blick
Durch ew'ge Frühlingswonne,
Wir suchen's auf in Schmerz und Glück
Und schau'n in seine Sonne.

Die Wege drin sind hell und frei,
Kein Stein, an den wir stoßen,
Da duften schon im Lebensmai
Die holden Friedensrosen.

Und drin ergeh'n sich froh entzückt
Des Gärtners treuen Kinder,
Weil ew'ge Liebe sie beglückt
Und wahrhaft Heil nicht minder.

Doch ein Gewitter zieht heran,
Es blitzt und donnert schaurig,
Die Kinder seh'n erschreckt sich an
Und werden still und traurig.

Des Vaters Pflanzung möchten all'
Vor der Verwüstung schützen,
Die Bäume doch auf jeden Fall,
Die fruchtbeladenen, stützen.

Ist denn der Garten in Gefahr
Mit all' den schönen Blüthen?
Wird er verschwinden ganz und gar?
Der Gärtner ihn nicht hüten?

O, Israel, der mächt'ge Hort,
Der die Gewitter sendet,
Er ist's ja, der uns fort und fort
Auch seine Blumen spendet.

Er will die eigne Pflanzung nicht
Durch seinen Blitz zerstören,
Mit gnadereichem Angesicht
Wird gern er uns erhören.

Geduld, Geduld! Die Wolken flieh'n,
Auch strahlt die Sonne wieder,
Dann wird der Garten frischer blüh'n,
Dann jauchzen unsere Lieder.

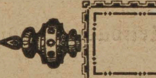
Nur, Brüder, schonet künftig mehr
Den Flor der Himmelswiesen,
Was er uns gibt so segenschwer —
Ihr tratet's oft mit Füßen.

Allerlei für den Familientisch.

Blond und brünett. Professor Virchow hat in dem „Archiv für Anthropologie“ einen Gesammtbericht erstattet über die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft veranlaßten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland. Diese Statistik umfaßt 6,758,827 Schulkinder. Darunter waren jüdische 75,377 = 1.1 %. Von der Gesammtzahl gehörten dem blonden Typus 2,149,027 = 31.80 %, dem brünetten Typus 949,822 = 14.05 %, den Mischformen 3,659,978 = 54.15 Procent. Mehr als die Hälfte aller Schulkinder fiel also den Mischlingen zu. Der Rest von 46% vertheilt sich in der Weise, daß etwa $^2/_3$ dem rein blonden und $^1/_3$ dem brünetten Typus angehörten. Auch die jüdischen Schulkinder zeigen die drei Hauptkategorien; die Mischformen bilden bei ihnen gleichfalls den Hauptheil, dagegen überwiegt der brünette Typus den blonden um das Dreifache. Während für nicht-jüdische Schulkinder, wie oben bemerkt, das Verhälniß der Blonden zu den Brünetten 31.8:14.0 ist, stellt sich dasselbe bei den jüdischen Schulkindern wie 11.2:42.0. Innerhalb der Mischformen überwiegen die Grauäugigen und die Dunkelhaarigen. Im Allgemeinen lassen sich schließlich die Ergebnisse dieser Statistik dahin zusammenfassen, daß in einem großen Gebiete von Centraleuropa zwei Varietäten des europäischen Menschen überall neben einander wohnen und daß die ethnischen Einheiten die Völker, vom racen-anatomischen Standpunkt aus betrachtet, ein complicirtes Gemisch mindestens zweier Varietäten und ihrer Mischlinge sind.

Kleine jüdische Charakterzüge.

Zwei polnische Schnorrer spazierten einst in den Straßen Berlins herum, und konnten sich an den hohen Prachtgebäuden nicht genug satt sehen. Vor einem mehrstöckigen Hause blieben sie stehen und bewunderten es. Da sagte der Eine: „Wie glücklich wäre ich, wenn das Haus mein wäre!“ „Schaute, (Narr), erwiederte der Zweite, wie kannst Du solche thörichte Gedanken hegen? Du würdest ja schon wegen der vielen Mesuses, die dazu erforderlich wären, bedalles (verarmt) werden.“ N. L.



Räthsel-Aufgaben.



I. Deutsches Wörterräthsel.

Von J. Kaufmann in Essen.

1.
Jeder Mensch und jedes Ding,
Ob erhaben, ob gering,
Trägt den ersten gerne.

2.
Stirbt dahin ein großer Geist,
Widmet man den zweiten meist
Worte, nah und ferne.

3.
Jeder kennt das dritte Wort,
Es erklingt an heil'gem Ort
Zahllos wie die Sterne.

II. Deutsch-Hebräisches Logogryph.

Von C. in R.

Im Herzen Deutschlands liegt 'ne Stadt,
Die drei der Consonanten hat;
Den mittlern stelle ganz voran
Und setz' dafür den letzten dann;
Wenn nun an's End' der erste rückt,
'ne Königstochter man erblickt.

III. Zweisprachiges Homonym.

Von C. in R.

Deutsch ein Gefäß, meist ohne Henkel,
So hieß hebräisch Jakob's Enkel.

Auflösung der Räthsel in Nr. 30.

I. **Wiege. Ewige.**
II. **Ur,** עוּרִי (wach' auf!), **Uria** (1. Mann der Batseba; 2. Prophet.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.